

Ein Besuch in einem Hunde-"Salon"

Autor(en): **B.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634380>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Besuch in einem Hunde-„Salon“



Welcher anständige Vierbeiner hat nicht das Bedürfnis, sich für sich und seinesgleichen von Zeit zu Zeit sauber und schön zu machen? Das Hundeeinstitut besorgt das, man kann sogar ein Abonnement zu Fr. 25.- lösen. Eine weisse Foxterriere fungiert als „Empfangsdame“



Haarschneiden oder „Trimmen“ gehört natürlich zur vollkommenen Toilette. Morgen kann sich Foxli wieder in bester Gesellschaft zeigen

Links: Der Institutsinhaber besorgt die grösseren Tiere, die gewöhnlich eine grössere Anzahl kleinerer Tiere mitbringen

Rechts: Foxli bei der Gesichtspflege



Der listige Blinde

Paul Löss — ein Blinder — war, wie viele seiner Leidensgefährten, misstrauisch und vorsichtig. Eines Tages hatte er Glück; er gewann in der Lotterie tausend Franken. Die kleine Stube, die Löss als Untermieter in einem einfachen Häuschen bewohnte, bot ihm nicht genügend Gewähr für die sichere Aufbewahrung seines Gewinnes. Der Blinde wartete eine Nacht ab, in der er alle Hausbewohner schon schlafend vermutete, schlich sich in den Hof und grub dort an der Mauer ein Loch, legte seinen Schatz — in einer kleinen Kasette verwahrt — hinein und deckte alles wieder sorgfältig mit Erde zu.

Als Löss sich nach einiger Zeit überzeugen wollte, ob sein Geld noch wohlbehalten in dem Versteck lag, fand er zu seinem Schrecken nichts mehr vor. In der Nacht, in der er sein Geld vergrub, hatte ihn ein Nachbar belauscht und die tausend Franken entwendet.

Untröstlich über den Verlust, beschloss der Blinde jedoch zu schweigen und aufzupassen, wer wohl als Dieb in

Frage kommen könnte. Sein Verdacht fiel endlich auf einen Mann im Nebenhause. Löss besuchte ihn eines Tages und sagte mit treuherziger Miene: „Lieber Herr, ich habe davon reden hören, dass Sie ein kluger und hilfreicher Mann sind. Geben Sie mir armen Blinden doch einmal einen guten Rat. Ich habe zweitausend Franken in der Lotterie gewonnen, aber keinem Menschen etwas davon gesagt. Die Hälfte von dem Geld habe ich bereits versteckt. Was raten Sie mir nun? Soll ich die übrigen tausend Franken an denselben Ort bringen oder anderswo verbergen? Wenn mir das Geld an der einen Stelle gestohlen würde, hätte ich immer noch die andere Hälfte in dem zweiten Versteck!“

Der geriebene Gauner, erfreut in den Besitz weiterer tausend Franken gelangen zu können, gab Löss den Rat, das Geld ruhig zur ersten Summe zu legen, da er doch zweifellos einen unauffindbaren Platz gewählt hätte.

Um nun den Blinden in Sicherheit zu wiegen und zur Niederlegung der wei-

teren tausend Franken zu bewegen, grub er den gestohlenen Betrag an derselben Stelle wieder ein, wo er ihn entwendet hatte und freute sich schon darauf, in Kürze dafür zweitausend Franken ausgraben zu können.

Bei seinem nächsten nächtlichen Besuch an der Mauer des Hofes konnte der Blinde seine Kasette mit den tausend Franken wieder frohen Herzens an sich nehmen.

Der diebische Nachbar aber fand in dem Versteck nichts als einen Zettel mit den Worten: „Ich habe gewusst, dass Sie ein kluger und hilfreicher Mann sind.“

B. F.



im Interesse der Hygiene im allgemeinen und derjenigen der Spezies-Hunde im besonderen einmal schauen, wie es hier zugeht, was man unter einer vollkommenen Samstagmittagstoilette eines Hundes versteht, mit dem man sich am Sonntag in der besten Gesellschaft zeigen kann.

Links: Bern hat seinen „Salon de beauté“ für Hunde. Die kleinen Pekingesen streben sichtlich in gehobener Stimmung dem Verschönerungsinstitut zu

Unten: Nach dem Bade wird mit dem Föhn getrocknet

Wenn man in Zürich oder Bern wohnt, kommt man früher oder später dazu, sich eine Hundephilosophie zurechtzulegen. Ein kleines Kapitel meiner Hundephilosophie ist betitelt: „Der Hund als Spiegelbild seines Besitzers“. Es ist sicher nicht übertrieben, wenn ich behaupte, man könne von der Sauberkeit eines Hundes auf die Sauberkeit des Besitzers oder der Besitzerin schliessen. Ich habe hierüber, wie gesagt, langjährige Betrachtungen angestellt. Es wende mir niemand ein, er habe keine Zeit, seinen Hund reinzuhalten. Es ist hier, wie mit den Kindern; wer keine Zeit für sie hat, ist zu Unrecht ihr Besitzer. Und wenn es nicht anders geht, kann man seinen Liebling ja auch einmal im Tierspital oder im Hundesalon reinigen lassen. Hundesalon? Ja, das gibt es. Sogar in Bern. Bern ist nicht rückständig. Unsere Bundesstadt hat auch ein Hundepflege-„Institut“. Und es befindet sich mitten in der aristokratischen Altstadt, in der Brunngasse. Wir wollen hier nicht Reklame machen für den neuzeitlichsten der „Salons de beauté“, wir wollen nur



an seinem Tisch vorbei, so zerfällt die Erwiderung des Grusses in ein zehnmaliges Kopfnicken. Von der Musik ist während dieses Vorgangs so gut wie nichts zu hören. Die Begrüssung von Damen geschieht mit einer mehr oder weniger tiefen Verbeugung. Den Handkuss haben wir vorläufig noch nicht importiert. — Es ist zwar müssig, nach beendigem Telefongespräch mit dem Vorgesetzten die Sporen zusammenzuschlagen und sich leicht zu verneigen, aber man kann nie höflich genug sein.

Uniform heisst auf deutsch: Gleichmässige Kleidung. Darüber ist leider nichts zu berichten, weil sie bei der feldgrauen aufgehört hat zu existieren. Beinahe jede Uniform ist eine Ordinanza für sich, mit mehr oder minder Phantasie kombiniert. Offener, stehender und abliegender Kragen war oder ist zulässig je nach Tageszeit, Gattung und Laune. Die Art, wie Handschuhe getragen werden, varriert ebenfalls sehr. Entweder sind beide Hände braun überzogen oder der Träger ist eilig bemüht, den rechten Handschuh auszuziehen, um einem geduldig wartenden Jemand die Hand zu reichen. Ohne angeborene Eleganz ist dies jedoch schwer ausführbar. Zu vollkommener Eleganz gehört natürlich auch der tücherne Riemen mit der Altmallverwertung. Noblesse oblige.

Merkwürdig, dass zum Bureaudienst immer Sporen getragen werden; manchmal sogar an Quartierschuhen. Das Räderwerk zerkratzt Leder und Stuhlbeine mit sichtlichem Erfolg. Bei frisch ernannten Leutnants sind Sporen beliebt. Wohl als Andenken von zarter Hand. Zudem nützlich, für's Gleichgewicht. — Monokelträger sieht man in unserer Armee fast keine mehr. Schade! Ob nicht drei Jahre Dienst hintereinander zum Tragen des Einglases berechtigten sollte? — Zu unserer einheitlichen Uniform gehört ausser der Pistole auch die Ledermappe. Je höher im Grad, je kleiner die Pistole und je gewichtiger die Aktenmappe. Und irgendwo müssen ja Socken und Pijamas untergebracht werden, oder? Sehr hübsch und daher erwähnenswert ist das feldgraue Tailleur der FHD., obwohl die reizenden Operettensoubrettenstiefelchen gleich zu Anfang wieder abgeschafft und durch den Rock ersetzt wurden. Letzterer ist viel zweckentsprechender, hauptsächlich beim Velofahren. Ein HD. ist ein Zivilist mit einer roten Binde, der tut, was er kann. Dafür wird er vom Aktivmilitär belächelt. Wird er in eine Uniform gesteckt, so hat er das Recht auf Arbeit und die Pflicht zu salutieren. Beides nimmt man ihm nicht übel. Auch nicht, wenn er einen Feuerwehroffizier grüsst.

Klassenunterschiede gibt es keine, wir sind ein einzig Volk. Nur das Einheitliche macht uns immer etwas Mühe!

(Zur Veröffentlichung freigegeben, Ter. Kdo. 3)

Einheitlich

Herrlich, so ein Bummel durch die Lauben! Und dazu noch in Uniform. Was kost' die Welt! Aber salutieren darf man dafür. Wen denn? Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten, Hades, Efhades, Internierte, Schutzleute, sogar Pfadfinder, dazu kommen natürlich die vielen Zivilbekannten, Herren und Damen. Höflich, immer höflich, alles auf Kosten der Sehnenbänder des rechten Schultergelenkkopfs.

Aufmerksame Beobachter unterscheiden beim militärischen Gruss deutlich die verschiedenen feinen Nüancen. Die Generalstäbler grüssen in der Regel etwas müde und herablassend, die Feldprediger zerstreut und linkisch und die Aerzte, wie wenn sie in Zivil wären. Kavalleristen grüssen gnädig, höflich, Artillerieoffiziere salutieren durchweg stolz, Fliegeroffiziere von oben herab, Quartiermeister mittelmässig und die von der Infanterie je nach Divisions-

befehl. Unteroffiziere grüssen flüchtig, Rekruten krampfhaft und Territorialtruppen nach der Entlassung überhaupt nicht. Früher legten ganz hohe Offiziere einen Finger an den Schirmrand, an Sonn- und andern Festtagen zwei; jetzt ist es einheitlich: drei. Uebrigens würde man sie auch sonst sogleich erkennen, an der Brissago; einen Stundenhalt gibt es für sie ja nicht, also rauchen sie dauernd und die Blauband im Mund stört sie weder am Sprechen noch am Grüssen. Strebsame Offiziere, die der Beförderung entgegenharren, salutieren ihren Vorgesetzten auf Kilometerdistanz und im Restaurant sogar auch dann, wenn er ihnen den Rücken zukehrt. Denn wie leicht könnte er in diesem Moment in einen Spiegel schauen! Sitz der Gestrenge abends im Kasino und zehn Kavallerieaspiranten kommen im Gänsemarsch — diese Bezeichnung soll ja nichts Beleidigendes enthalten! —